

---

# Ansingen und Neujahrblasen auf dem Heideboden

Der Heideboden ist eine alte Kulturlandschaft, die sich ursprünglich zwischen Neusiedler See und Donau erstreckte. Jahrhundertlang zur Gänze Teil des Königreichs Ungarn war er geradezu eine Musterregion für ein multikulturelles Zusammenleben. Überwiegend und vor allem in seinem westlichen Teil von Deutschen besiedelt war er auch Heimat für Kroaten, Ungarn, Roma und Slowaken. Sie alle redeten in ihrer eigenen Sprache, verstanden aber sehr oft auch Vieles in den Nachbarsprachen. Sie pflegten ihre spezifischen Bräuche und Lebensweisen und hatten doch auch in den Grundzügen eine gemeinsame Volkskultur.

## Die alten Bräuche sterben aus.

Viele brauchtümliche Begehungen insbesondere zu den großen Festen des Jahreslaufes wurden bei den verschiedenen Sprachgruppen ähnlich gefeiert, weil sie in Jahrhunderten aus gegenseitiger Beeinflussung gewachsen waren. Als Folge des ersten Weltkrieges und des aufbrechenden Nationalismus wurde der Heideboden als gemeinsame Kulturlandschaft zerschlagen und schließlich mit der Vertreibung der Deutschen in Ungarn und in der Slowakei, dem nachfolgenden Bevölkerungsaustausch von 1946 sowie der Machtergreifung durch den Kommunismus und die Einführung des sozialistischen Gesellschaftssystems endgültig ausgelöscht. Nur im österreichischen Teil konnten die volkskulturellen Traditionen vorerst ungebrochen weitergeführt werden. Allerdings

auch hier nur bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts, als der einsetzende wirtschaftliche und gesellschaftliche Strukturwandel zu massiven Brüchen in den volkskulturellen Traditionen führte. Wenn wir heute also über alte Bräuche zur Weihnachtszeit auf dem Heideboden sprechen, so bitte immer im Bewusstsein, dass das alles einmal war, aber heute kaum noch vorhanden ist.

Man mag es schade finden, doch die meisten Bräuche lassen sich nicht mehr am Leben erhalten. Und ich muss gestehen, ich selber habe lange Zeit durch „pflegerische Maßnahmen“ in der Kultur- und Bildungsarbeit das Verschwinden von Brauchtum zu verhindern oder zumindest zu verzögern versucht. Doch das kann nicht gelingen. Ein neuer Lebensstil verlangt auch neue Ausdrucksformen des kulturellen Lebens. Auch wenn die Krise noch so schmerzlich ist, Volkstümelei vermag nicht nachhaltig zu helfen.

So wollen wir uns in den folgenden Zeilen mit zwei Bräuchen aus der „guten alten Zeit“ auf dem burgenländischen Heideboden beschäftigen und uns daran erfreuen, oder auch nur verständnislos den Kopf schütteln.

## Zur adventlichen Einstimmung

Als der Advent noch Fastenzeit und wirklich eine stille Zeit war, weil Musik und Tanz von Kathrein an (26. November) eingestellt waren und die akustische Umweltverschmutzung in den Kaufhäusern noch nicht grassierte, damals stimmten sich die Menschen auf das bevorstehende Fest ein, in-

dem sie in großer Zahl die Rorate, die frühmorgendliche feierliche Messe, besuchten und dabei die altbekannten Adventlieder sangen. Es gab auch nicht den heutzutage schon auf Mitte November vorgezogenen Weihnachtsschmuck in den Straßen und Häusern. Erst knapp vor Weihnachten begannen die Kinder zuhause Weihnachtslieder zu üben (und der Kirchenchor bei seinen Proben), um am Heiligen Abend (bzw. zu den Weihnachtsfeiertagen) loslegen zu können.

## Das Ansingen am Hl. Abend

Der Heilige Abend, so unverstänglich es uns heute erscheinen mag, war ursprünglich kein Feiertag, viel mehr ein strenger Fasttag, was sich auch in den Speisen niederschlug. Eine Bescherung mit großartigen Geschenken gab es bis nach dem Ersten Weltkrieg nur bei gehobenen sozialen Schichten. Selbst der Christbaum trat erst zu dieser Zeit seinen Siegeszug in die Wohnungen an. Die Familien saßen damals (auch bei religiösen Übungen) beisammen und warteten auf die Christmette. Diese Wartezeit wurde mit spielen und erzählen überbrückt – und mit dem „schönen Brauch des Ansingens“.

Die Jugendlichen des Dorfes trafen sich in ihren Kameradschaften und besuchten der Reihe nach die Häuser der Verwandten und gut Bekannten. Dort stellten sie sich draußen vor dem Fenster des beleuchteten Wohnraumes zusammen und stimmten ein Weihnachtslied an. War dieses verklungen, fragte die Hausher-

rin oder der Hausherr, wer denn da draußen sei. Waren es Kinderstimmen, so hieß es: „Wem gherts 'n zui?“ Die Ansinger gaben sich zu erkennen und wurden für das Singen belohnt bzw. beschenkt. Dazu wurde das Fenster oder die Tür geöffnet und alle bekamen eine Gabe. Früher einmal war das ein Apfel, in dem auch noch ein vorbereitetes Geldstück stecken konnte, später dann (ab den späten 1950er Jahren) auch eine Orange.

In den wirtschaftlich schwierigen Zeiten nützten arme Leute diesen Brauch, um sich für die Feiertage etwas zu essen zu ersingen, was sie sich nicht leisten hätten können. Dazu gehörten eben auch Äpfel, mit denen auf dem Heideboden zur Weihnachtszeit eine köstliche süße Mehlspeise zubereitet wurde und vielfach auch noch heute wird: die Balassn. Das sind in Fett gebackene, mit Äpfel gefüllte Teigtaschen. Es kam nicht selten vor, dass Eltern mit ihrer Schar Kinder zum Ansingen gingen. So konnten auch arme Leute für sich und vor allem für ihre Kinder die einst sehr begehrte und zu Weihnachten einfach dazugehörnde Nascherei herstellen.

Waren unter den Ansingern Kinder und Jugendliche aus der nahen Verwandtschaft oder die Freunde und Kameraden der eigenen Kinder, so wurden sie ins Haus gebeten. Bis vor kurzem pflegten auch die Enkelkinder, wenn sie am Heiligen Abend zu ihren Großeltern zu Besuch kamen, diesen Brauch – nicht als Heischebrauch, sondern in ehrender Absicht. Gleiches gilt für Nichten, Neffen und Patenkinder.

Dieses Ansingen, das muss man schon auch sehen, war bei Gott nicht jedermanns Sache. Aber es war ein Stück verbindlicher Tradition. Deswegen kam es immer wieder, und ganz besonders als

der Brauch langsam auslief, zu recht skurrilen Szenen. Da wurde mitunter mehr gelacht und geröht als gesungen, weil zum einen immer weniger das schöne Singen beherrschten und zum anderen insbesondere die Jugendlichen nach mehreren Einladungen doch schon sehr alkoholisiert waren. Auch das Liedgut verengte sich immer mehr, sodass man zum Schluss nur noch „Stille Nacht...“ sang. Wurde dieses Lied aber zu hoch angestimmt und man kam zur Stelle „schlafe in himmlischer Ruh-hu“, so konnte es schon passieren, dass kein Auge mehr trocken blieb – vor Lachen. Festliche Erwartungen, musikalischer Anspruch und Realität trifteten immer mehr auseinander. Die logische Folge: Schluss, aus!

Dass sich in den letzten 50 Jahren im Bewusstsein der Leute immer mehr der Hl. Abend zum eigentlichen Festtag entwickelt hat, darf man nicht außer Acht lassen. Nicht das „Warten auf das Christkind“, sondern die Bescherung und die festliche Tafel bilden nun den Kern des Abends. Und so kommt es, dass heute viele den 24. Dezember als Termin für das Weihnachtsfest nennen. Es wurde zum Fest, das man im engen Kreis der Familie begeht.

Das „Ansingen“ ist Geschichte. Jedoch entwickelte sich in manchen Orten statt dessen ein öffentliches Weihnachtsliedersingen vor der Christmette durch Chöre. Manchmal auch im Zusammenwirken mit Blasmusikensembles, die den Brauch des Turmblasens wieder aufgegriffen haben. Den neuen Brauch des Adventsingens und die alten Volksschauspiele des Heidebodens will ich nicht in direktem Zusammenhang mit dem weihnachtlichen Ansingen sehen. Kulturhistorisch interessante Berührungspunkte gibt es allerdings schon.

## Neujahrblasen

Manche Blasmusikvereine haben für sich das sehr lukrative Geschäft des Neujahrblasens wieder entdeckt. Auf diese Weise lässt sich die Vereinskassa recht nobel auffüllen. Für die Ehre, zum Jahreswechsel mit einem musikalischen Wunsch in eine bessere Zukunft begleitet zu werden, lassen die meisten Leute relativ viel Geld springen.

Auf dem Heideboden gibt es eine lange Tradition, dass die Musikanten des Dorfes und einige junge SängerInnen zur Jahreswende die Häuser aufsuchen, Glück wünschen und zum neuen Jahr aufspielen. Nach mündlicher Überlieferung ist dieser Brauch seit zwei Jahrhunderten auf dem Heideboden bekannt und weit verbreitet. Waren bis noch vor rund 100 Jahren vor allem Musikgruppen, die vorwiegend auf Streichinstrumenten spielten, die Brauchtumsträger, so haben sich im vorigen Jahrhundert die Blasmusikgruppen als die moderneren durchgesetzt. Früher gab es in jeder Dorfkirche eine Kirchenmusik, die neben ihrem kirchlichen Dienst auch noch Unterhaltungs- und Tanzmusik oft in der Art von Salonorchestern spielte. Die Militärmusiker kamen ab den 1840er Jahren in die Dörfer des Heidebodens. Daneben gab es auch „angelernte Musikbanden“.

Als Neujahrswunsch wurde von der Musikgruppe in der Regel eines der ortsüblichen Neujahrslieder angespielt und von den jungen SängerInnen gesungen. Darauf spielte die Banda noch einige Takte einer bekannten Tanzmusik. Als Entlohnung gab es immer Geld und etwas zu trinken. Daher endeten diese Spielgelegenheiten sehr häufig mit einem Rausch und trugen viel zum schlechten Ruf der Musikanten bei.

Hans Lunzer